

## Physiologie des Genies und seine Verwandtschaft mit dem Wahnsinn.

Es ist dies gewiß eine grausame und schmerzliche Paradoxe. Und dennoch, selbst wenn man dieselbe von Gesichtspunkten betrachtet, die den oben genannten Forschern entgangen sind, entbehrt sie nicht der Begründung, wie sehr auch auf den ersten Blick sie der Vernunft zu widersprechen scheint.

Viele tiefe Denker sind, gleichwie Geisteskranke, sonderbaren Launen unterworfen und haben unmäßige, theatralische Geberden an sich. Von Lenau und Montesquien erzählt man, daß sie dem Boden ihrer Arbeitszimmer die Spur ihres Fußes einstampften, indem sie denselben fortwährend fieberhaft bewegten, während sie an ihren Werken arbeiteten. Bliffon hing sich eines Tages in der Geistesabwesenheit mit den Händen an die Bedachung eines Turmes und mußte sich an Seilen herablassen, ohne sich der überwundenen Gefahren seiner sonderbaren Lage bewußt geworden zu sein, was auch bei Nachtwandlern vorkommt. Santeuil, Crebillon, Lombardini und andere waren den sonderbarsten Gesichtsverzerrungen unterworfen.\*) Napoleon litt unaufhörlich an Krämpfen in der rechten Schulter und in den Lippen, wozu sich, wenn er zornig erregt war, noch solche in den Wadenmuskeln gesellten.

„Mein Zorn muß wirklich sehr groß gewesen sein,“ sagte er einst, nach einem heftigen Wortwechsel mit Lowe, im Vertrauen zu einem Freunde. „Mein Zorn muß wirklich sehr

\*) Réveillé-Parise, Physiologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit. Paris, 1856.

groß gewesen sein, denn ich fühlte meine Waden zittern, was mir seit langer Zeit nicht vorgekommen ist.“ Peter der Große war Gesichtsverzerrungen unterworfen, die in der furchtbarsten Weise nicht nur die Züge seines Antlitzes, sondern auch den Blick seines Auges entstellten.

Von Carducci schreibt Paul Mantegazza: „Sein Gesicht gleicht oft einem wahren Vulkan, die Augen schleudern Blitze, das Zucken der Muskeln erweckt die Vorstellung eines mächtigen Erdbebens (Fisionomia e Mimica, 1881).

Ampère war nur imstande, seine Gedanken, wenn er auf- und abging und auf diese Weise seinen ganzen Körper in Bewegung brachte, zu ordnen. (Arago, II, S. 87).

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Niederschlag fester Stoffe, besonders der urea \*), sofort nach einem Anfälle von Irrsinn in bedeutender Menge im Urin austritt; und eben dieselbe Erscheinung tritt nach angestrenzter geistiger Arbeit ein.

Golding Bird schon hatte beobachtet, daß sich im Urin eines englischen Predigers, der die ganze Woche über sich keiner angestrenzten Arbeit hingab und nur Sonntags die Kräfte seines Geistes bei der festtäglichen Predigt übte, an jenem Tage viel Phosphorsäure vorfand, während derselbe Stoff an andern Wochentagen bei ihm fast vollständig fehlte. Später stellte Smith durch wiederholte Experimente fest, daß bei jeder Geistesanstrengung die Urea im Urin zunimmt, was auf einen auffällig klaren Berührungspunkt zwischen Irrsinn und Genie hinwies.

Dieser bedeutende Abfluß von Urea und noch mehr jene gegenseitige Rückwirkung der Kräfte auf den Stoff und des Stoffes auf die Kräfte, die sich in der ganzen organischen Welt bethätigt, bietet uns zugleich die Erklärung einiger anderen Erscheinungen, die, seltsam genug, sich bei

\*) Diese Thatsache wurde auch im weitesten Maße in meiner Klinik bestätigt. Siehe Sulle orine degli alienati v. C. Lombroso, Napoli, 1864.



dem Genie wie beim Irnsinn finden und wozu das frühzeitige Erbleichen oder Verschwinden der Haare, die Magerkeit des Körpers sowie die geringe Kraft der Zeugungsorgane und des Muskelsystems gehören.

Cäsar fürchtete das bleiche und abgemagerte Aussehen der Cassier. D'Alembert, Fenelon, Napoleon waren äußerst mager, selbst als sie in der Blüte ihrer Jahre standen. Von Voltaire schrieb Ségur: „Seine Magerkeit erinnerte mich stets an seine unbeschreibliche Arbeitskraft und an das was er vollbracht; sein gebrechlicher, gebeugter Körper war nur mehr eine leichte fast durchsichtige Hülle, durch die man seine Seele und sein Genie zu erkennen glaubte.“

Die Blässe nannte man die Gesichtsfarbe der großen Männer — Pulchrum sublimium virorum florem (Gregorius, Or. XIV).

Die großen Denker, wie die Geisteskranken, haben meistens einen heißen Kopf und kalte Füße, bei ihnen frömt das Blut in bedeutender Menge zum Gehirn, sie haben Anlage zu schmerzhaften, acuten Gehirnleiden und sind stumpf gegen das Gefühl des Hungers und der Kälte.

Was man bei dem Geisteskranken beobachtet, hat man auch vom genialen Menschen behauptet, nämlich, daß er einsam in die Welt tritt und einsam aus ihr scheidet, fremd den warmen Gefühlen des Familienlebens und ohne Sinn für die Reize eines geselligen Zusammenseins. Michelangelo Buonarotti rief oft aus: „Mein ist meine Kunst, an ihr schon habe ich schwer genug zu tragen!“ Goethe, Heine, Byron, Cellini, Napoleon, Newton ließen sich zu keiner derartigen Handlung hinreißen, doch ihr Lebenswandel besagt genug in diesem Sinne.

Keineswegs selten sind die Fälle, in denen eben Vorkommnisse, die meistens eine Geisteszerstörung zur Folge haben, Gehirnleiden und Verletzungen des Schädels, ein durchaus gewöhnliches Wesen in einen genialen Menschen

umwandelten. Giobambattista Vico fiel in seiner Jugend von einer hohen Leiter auf den Boden und wurde mit zer splitterter Hirnschale aufgehoben. Gretry, zuerst ein einfacher Cantor, ward zum großen Komponisten, nachdem ein schwerer Balken ihm auf den Kopf gefallen war. Mabilion, der nur sehr geringe Geistesfähigkeit besaß, ward zum großen Manne in Folge einer Kopfwunde, die ihm geschlagen wurde; Hall, der dies erzählt, kannte einen Dänen, der in seiner Jugend halb blödsinnig gewesen und erst große Geistesgaben zeigte, als er, mit dem Kopfe nach unten, von einer Leiter herunter auf den Boden gestürzt war. Doktor Halle kannte Menschen, die sich in Folge von Rückenmarkskrankheiten vom Blödsinn zur höchsten Intelligenz emporgeschwungen hatten (*Journal of mental science*, 1872). „Es ist möglich, daß die Krankheit, welche mich niedergeworfen hat, meinen letzten Werken einen etwas krankhaften Charakter verliehen hat,“ schrieb mit richtigem Gefühle der unglückliche Heine in einem seiner Briefe. Und so redete er nicht nur in einem der letzten, denn viele Monate früher schon, als sein Zustand noch nicht so besorgniserregend war, schrieb er (*Correspondance inédite*, Paris, 1877): „Der fortwährend aufgeregte Zustand meines Geistes entspringt mehr meinem Übel als dem Dichtergenie; daher habe ich, um einigermaßen meine Schmerzen zu lindern, einige Strophen gedichtet.“

Bichat und Bonderkolt bemerkten, daß in den Menschen mit krummem Halse ein lebhafterer Geist wohne als in andern. Conolly hatte einst einen Kranken in Behandlung, dessen Intelligenz unter dem Einflusse der Zugpflaster zu erwachen schien, und andere bei denen eine wahrhaft geniale Denkkraft sich beim Ausbruche der Schwindsucht oder der Gicht zu entwickeln schien. Allgemein bekannt ist die Geistesstärke und die tückische Schlaubheit der Buckligen, eine Erscheinung, die Rokitanzky mit der Krümmung der Herzspindel erklären möchte, wodurch nach Entwicklung der Blut-



gefäße, die zum Kopfe führen, eine Erweiterung des Herzens bewirkt und dem Gehirn eine größere Blutmenge zugeführt wird.

Indem wir auf diese Weise finden, daß das Genie von pathologischen Zuständen des Körpers abhängig ist, erklären wir uns leicht einen sonderbaren Unterschied, der das Genie vom Talente trennt: die unbewusste, unerwartete Entwicklung und Erscheinung des erstern.

Das Talent, sagt Jürgen Meyer (Genie und Talent, 1875), ist sich seiner selbst bewußt und weiß wie und warum es zu gewissen Schlüssen und Grundsätzen gelangte. Nicht so das Genie, dem das wie? und warum? stets dunkel bleibt. — Es giebt nichts unbewußteres, nichts unwillkürlicheres, als einen genialen Gedanken.

Haydn betrachtete sein berühmtes Werk, die Schöpfung, als die Wirkung einer geheimnisvollen, ihm zu teil gewordenen Gnade.

„Wenn meine Arbeit nicht vorrückte,“ so erzählt er, „zog ich mich in mein Betzimmer zurück, sprach ein Ave Maria und sofort war meine Arbeitsfähigkeit wieder da.“ — Unsere Milli\*) schreibt ihre wunderbaren, schwungvollen Dichtungen in ganz unwillkürlicher Weise, heftig gestikulierend, schreiend und singend; zugleich eilt sie mit geflügeltem Schritt durch die Gefilde, sodasß man geneigt wäre anzunehmen, sie ringe mit einem Anfalle von Epilepsie.

Verschiedene geniale Menschen, die durch fortgesetzte Selbstbeobachtung bestrebt waren, ihr Inneres zu erforschen, und sich über das Wesen der dichterischen Begeisterung aussprachen, haben dieselbe als ein sanftes Fieber beschrieben, dem unwillkürlich und schnell die Gedanken entspringen, von dem die Funken sprühen, wie von einem brennenden Holzstamm, das man schüttelt.

Dante selbst drückt es klar aus in wunderbaren Versen:

\*) Berühmte Dichterin Sibitaliens.

„Ich horche, wenn in mir die Liebe spricht,  
Was sie mir eingiebt schreib' ich nieder.“

Napoleon pflegte zu sagen, das Geschick der Schlachten hänge ab von einem Augenblick, von einem verborgenen Gedanken, der plötzlich aufblitze und den Kampf entscheide (Moreau).

Ruh verfaßte seine schönsten Dichtungen, nach Bauers Aussage, in einem zwischen Vernunft und Irrsinn schwankenden Gemütszustande, und in solchen Augenblicken, wenn die erhabensten Dichterworte von seinen Lippen flossen, war er jeder andern, auch der einfachsten geistigen Beschäftigung unfähig.

Das Schriftstellern, sagt Foscolo in seinem Epistolario, ist die schönste Beschäftigung eines hohen Geistes; man lißt dieselbe in einem angenehmen Geistesfieber: wenn dieses fehlt, ist man nicht imstande die Feder zu handhaben.

→ Ebenso sagt Berni: die Gabe der Dichtung gleicht ganz jenem andern Ding, das sich launenhaft dehnt und wieder zusammenschrumpft.

Bettinelli drückt sich folgendermaßen aus: „Der dem Dichter günstige Augenblick kann ein Traum genannt werden, geträumt im Beisein der Vernunft, die den Gang desselben mit offenen Augen zu verfolgen scheint.“ Und diese Definition ist um so zutreffender, da viele Dichter gleichsam träumend ihre Werke hervorbrachten.

Goethe pflegte nicht selten zu sagen, daß den Dichtern eine gewisse Reizbarkeit des Gehirns notwendig sei, und daß er selbst vieles dichtete, während er sich in einem dem Sonnambulismus vergleichbaren Zustande befand.

Klopstock gesteht offen, daß ihm viele Gedanken zu seinem Messias im Traume zukamen.

Im Traume entwarf Voltaire den Plan zu einem der Gefänge seiner Henriade, erfand Sardini eine neue Theorie für die Blasinstrumente, dichtete Seckendorf jenes wunder-



bare Lied auf die Phantasie, dessen harmonischer Bau deutlich auf seinen Ursprung hinweist.\*) Newton und Cardano lösten im Traume verschiedene mathematische Fragen.

Muratori improvisierte einst im Traume, und zwar viele Jahre nachdem er die Dichterlaufbahn verlassen, einen lateinischen Pentameter. Es wird auch behauptet, daß Lafontaine träumend seine Fabel von dem Taubenpaar dichtete und daß Condillac, ebenfalls träumend schon gehaltene Vorträge verbesserte (Verga, Lazzarotti, 1880).

Kubla von Coleridge, Phantasie von Holbe wurden im Traum gedichtet.

Mozart bezeugt, daß in ihm die Gedanken zu seinen musikalischen Schöpfungen unwillkürlich, wie im Traume entstanden. Häufig erzählte Hoffmann seinen Freunden: „Will ich komponieren, so setze ich mich an das Klavier, schließe die Augen und drücke aus, was ich im Innern fühle.“ (Schilling, Psychiatrische Briefe, 1863, S. 486).

Lagrange bemerkte den unregelmäßigen Schlag seines Pulses, wenn er schrieb, und beim Tragiker Alfieri schwächte sich in solchen Augenblicken die Sehkraft.

Oft äußerte Lamartine: „Nicht ich bin es, der denkt; es sind meine Ideen, die für mich denken.“ („Ball, Legon, 1881).

In Alfieri wechselte die Schaffungskraft so oft, und stellte sich in so verschiedener Stärke ein, daß der Dichter sich ein Barometer nennt und in seiner Autobiographie erzählt, daß die Jahreszeit auf seine Dichtergabe nicht ohne Einfluß sei und daß er einst, im Monat September, nicht die Kraft besessen habe, einem neuen, heftigen, wiederholten

\*) Holbe süße Phantasie  
Immer wirksam, nimmer weg.  
Dank sei deinen Zauberbildern,  
Die mein hartes Schicksal mildern.  
Dank dir u. s. w.

Impulse zu widerstehen; nachdem er mehrere Tage gerungen, denselben niederzukämpfen, sei er genötigt gewesen sich zu fügen und sechs Komödien zu schreiben.

Dieses Walten des Unbewußten im Genie wurde übrigens schon vor vielen Jahren beobachtet.

Zunächst bemerkte Sokrates (siehe Apolog.), daß die Dichter weniger mit Hilfe der Erfindungsgabe, als unter dem Drucke eines natürlichen Instinktes ihre Werke schaffen, gleichwie die Wahrsager und Seher ihren Beruf üben ohne sich im Augenblicke der Begeisterung ihrer Worte oder Handlungen bewußt zu sein.

„Alle Handlungen des Genies,“ so schreibt Voltaire an Diderot, „sind die Werke des Instinkts. Wenn sich alle Philosophen der Welt zusammen thäten, so würden dieselben dennoch niemals die Armida Quinaults schaffen können. Ebensowenig würde es ihnen gelingen, die Fabel von den pestkranken Tieren zu dichten, die Lafontaine fast unbewußt schuf. Corneille schrieb die Scenen der Horazier, wie ein Vogel sein Nest baut.“

Wir sehen mithin, daß, ganz wie die Impulse der Geisteskranken, die höchsten Ideen der großen Denker, vorbereitet durch äußere Eindrücke und von ihrem Feingefühle verarbeitet, unerwartet ans Licht treten.

Und dies erklärt auch, warum die Propheten, die Heiligen und Verzüchtigten selbst so fest und unerschütterlich an die Wahrheit ihrer eigenen Worte glauben.

Ist der Augenblick der Begeisterung vorüber, so erhebt sich der geniale Mensch nicht über den gewöhnlichen Sterblichen, steht sogar oft noch tief unter demselben. Die Ungleichheit ist eines der unauslöschlichsten Merkmale des Genies und, wie Disraeli (*Curiosités littéraires*, 1869) ganz richtig bemerkt, finden sich in den Werken der besten Dichter, wie Shakespeare und Dryden, die unglücklichsten Verse und Meinel. Vom Maler Tintoretto sagte man, daß er „bald



den Meister Caracci übertraf, bald hinter Tintoretto selbst zurückblieb.“

Mit vollem Recht sucht mithin der Professor D'Ovidio die Widersprüche und Ungleichheiten, welche sich im Style Tassos finden, mit den eignen Worten des Dichters zu erklären. „Ist der Moment der Begeisterung vorüber,“ bekennt dieser, „so verwirrt sich mein Geist; ich bin dann nicht mehr fähig, Neues und Gutes zu schaffen, das Schöne vom Unschönen zu unterscheiden.“ (Studi critici, Napoli 1880, S. 95).

Es ist ferner wahr, daß niemand mehr einem Narren gleicht, als ein genialer Mensch, der in der Bildung seiner Ideen begriffen ist. \*) — Wir bedienen uns der Worte des Réveillé-Parise, welcher sich folgendermaßen ausdrückt: „Diese Ähnlichkeit tritt hervor, wenn man die schwachen und unregelmäßigen Pulsschläge beobachtet; dieselbe äußert sich auch durch die Blässe und niedrige Temperatur der Haut, durch die Erhitzung des Kopfes, durch den glühenden Blick und die Verdrehungen des Augapfels. Ist der Augenblick dieser intensiven Geistesarbeit vorüber, so begreift der Verfasser oft selbst nicht mehr, was er schuf.“

Als Marini seinen Adone schrieb, merkte er nicht, daß er sich den Fuß heftig verbrannte. Tasso glich einem Besessenen, wenn er dichtete (siehe Bertinelli, Werke). Viele Dichter, wenn sie sich zur Arbeit anschicken, bringen sich absichtlich und auf künstliche Art in geistige Erregung. So setzte Schiller die Füße in Eiswasser, wenn er dichtete; Pitt und Fox bereiteten ihre Reden vor nach übermäßigem Genuße von Porterbier; Paisiello, wenn er komponierte, hüllte sich in unzählige Decken; Milton und Carthesius vergruben das Haupt in die Sofakissen, und Bossuet pflegte sich in ein kaltes Zimmer zurückzuziehen, nachdem er sich den Kopf mit

\*) Wir erinnern nur an das lateinische Sprichwort: „Aut insani homo aut versus facit.“

warmen Tüchern unwickelt hatte. Cujas streckte sich auf den Teppich seines Zimmers mit dem Gesichte zur Erde, wenn er schreiben wollte. Von Leibnitz sagt man, daß er nur in horizontaler Lage denken konnte. Während des Dichtens lehnte Milton den Kopf weit zurück auf die Sofa-lehne (R. P. 245). Thomas und Rossini komponierten im Bette. Rousseau ordnete seine Gedanken, wenn er unbedecktes Hauptes in der heißen Mittagssonne spazieren ging. (Arago Werke, III.)

Es sind dies Mittel, zu welchen die genannten Schriftsteller ihre Zuflucht nahmen, um dem Gehirn auf Kosten der andern Glieder einen bedeutenderen Blutzufluß zu verschaffen.

Und hier dürfte die Bemerkung am Platze sein, daß viele Männer von Talent und hauptsächlich geniale Geister sich dem übermäßigen Genuße starker Getränke hingaben. Vor allem erzählt man von Alexander dem Großen, daß er starb, nachdem er zehnmal den Becher des Herkules geleert, und es ist Thatsache, daß er in der Trunkenheit, statt eines andern, seinen besten Freund tötete. Nicht selten mußte sich Cäsar von seinen Soldaten nach Hause tragen lassen, und wenn Horaz die Wahrheit spricht, so waren auch Sokrates, Seneca, Alcibiades und Cato im Genuße geistiger Getränke nicht sehr mäßig: *Narratur et prisci Catonis saepe moero caluisse virtus*. Noch Schlimmeres vernehmen wir von Septimius Severus und von Mohammed II., von denen der eine in der Trunkenheit, der andere im *delirium tremens* starb. Tüchtige und unverbesserliche Trinker waren auch der Connetable von Bourbon und Avicenna, von dem man sagte, daß die zweite Hälfte seines Lebens ein langer ununterbrochener Beweis gewesen sei, wie wenig ihm die Studien nützten, die er in der ersten Hälfte desselben gemacht hatte. Demselben Laster fröhnten nicht wenige Maler, unter welchen Caracci, Steen und Barbattelli, den man eben deswegen Pocetta (etwa Trunkenbold, Säufer) nannte, und unzählige Dichter, von denen wir nur



Mirger, Gerard von Nerval, Müffet, Kleist und Mailath mit Namen nennen wollen. Zu einer traurigen Berühmtheit in diesem Sinne gelangte Torquato Tasso, der in einem Briefe von sich selbst sagt: „Ich will nicht leugnen, daß ich wahnsinnig bin, doch will ich diese meine Geisteskrankheit der Trunkenheit und der Liebe zuschreiben, denn ich weiß nur zu gut, daß ich ein unmäßiger Trinker bin.“ Ganz dasselbe gilt von Rovani und Praga.

Viele der bedeutendsten Musiker und Komponisten waren ebenfalls der Trunkenheit ergeben. Man denke an Müffet, Händel und an Gluck, der zu sagen pflegte, „er liebe aus gutem Grunde das Gold, den Wein und den Ruhm: das Gold verschaffe ihm den Wein, dieser die Inspiration und Begeisterung und mithin den Ruhm.“ Schade, daß er auch nicht zurückbehte vor dem Genuße des Branntweins, von dem er eines Tages soviel zu sich nahm, daß er sterben mußte. (Siehe Clément, *Musiciens célèbres*. Paris, 1868.)

Es ist bekannt, daß fast immer die großen Ideen der Denker entsprangen und sich entwickelten unter der Einwirkung irgend eines Sinneneindrucks, der in diesem Falle wirkte wie ein Tropfen Salzwasser auf die Voltaische Säule. Es ist nicht weniger bekannt, daß der Anstoß zu allen großen Entdeckungen von einem Sinneneindruck herkam. (Moleschott, *Kreislauf des Lebens*, Brief 18.)

Einige Frösche, welche dazu bestimmt waren, in einer Suppe für Galvanis kranke Gemahlin gekocht zu werden, waren die unmittelbare Ursache der Entdeckung einer bis dahin unbekanntes Naturkraft. Die gleichmäßigen Schwingungen einer in Bewegung geratenen Hängelampe, der Fall eines Apfels leiteten Newton und Galilei zur Bildung ihrer Systeme. Alfieri schrieb oder entwarf den Plan zu seinen Komödien bei den Klängen der Musik oder wenige Stunden nachdem er solche gehört hatte. Mozart fand unverzüglich die berühmte Weise des Don Juan, als ihm eine Apfelsine zu Gesicht kam und ihm ein neapolitanisches Volkslied ins

Gedächtnis zurückrief, das er fünf Jahre vor diesem Zeitpunkte gehört hatte. (Genie und Talent, 1879).

Die Erscheinung eines Lastträgers erweckte in Leonardo da Vinci die Vorstellung seines Judas, und Thorwaldsen kam auf die Stellung seines sitzenden Engels durch die Art und Weise, wie sich sein Modell dann und wann zu schütteln pflegte. Salvator Rosa fühlte sich inspiriert beim Anblicke der Scenerie im Posilippo; in Hogart hingegen entbrannte der heilige Funke in einem Bierhause, während er mit einem Trunkenen kämpfte und ihm von diesem die Nase zerschmetteret wurde. Milton, Bacon, Leonardo da Vinci und Warburton bedurften der Musik, um mit Erfolg an die Arbeit gehen zu können. Bourdaloue pflegte stets, bevor er an die Abfassung seiner unsterblichen Predigten ging, eine Arie auf der Violine zu kraken. Cowley beschloß ein Dichter zu werden, nachdem er eine Ode Spencers gelesen; ebenso ließ das Buch von Sacrobosa in Hamnaden Entschluß entstehen, sich der Sternenkunde zu widmen. Der Anblick eines Krebses brachte Watt zur Erfindung einer der Industrie nützlichen Maschine (siehe Arago), und die Ruinen des Capitols erweckten in Gibbon den Entschluß, sein berühmtes Geschichtswerk zu schreiben.

Gleichwie aber ein Eindruck der Sinne den Genius begeistert oder erweckt, ebenso entspringen ihm die schauderhaftesten Thaten des Irfsinns. Bekannte doch Humboldts Amme, daß der Anblick des Säuglings, das zarte und frische Fleisch seines Körpers in ihr das unwiderstehliche Verlangen erweckten, dem Kinde den Leib aufzuschneiden. Wie viele wurden durch den Anblick einer Art, eines Handbeils, einer Flamme, eines Leichnams, zur Brandstiftung, zum Morde, zur Leichenschändung hingerissen.

Daneben halte man die Thatfache, daß nicht selten die Begeisterung in wirkliche Hallucination umschlägt, sodas, wie Bettinelli bemerkt, der Mensch wirklich zu sehen glaubt, was ihm seine Einbildungskraft vorspiegelt. Tomaso Grossi



erzählte dem Verga, daß in einer Nacht, nachdem er sich lange bemüht habe, das Äußere Prinas zu beschreiben, dieser ihm leibhaftig erschienen sei und daß er, um die Erscheinung zu verschonen, sich genötigt gesehen habe, das Licht wieder anzuzünden (Lazzaretti, a. a. O., 1880). Ball erzählt, daß der Nachfolger Reynolds\*) instande gewesen sei, bis zu dreihundert Porträts in einem Jahre zu skizzieren: es genügte ihm, eine Person während einer halben Stunde genau zu betrachten, um sie nachher (im hallucinirten Zustande) wieder vor sich zu sehen und zwar mit derselben Klarheit und Deutlichkeit, als sei dieselbe wirklich gegenwärtig (siehe hierüber auch Brière de Boismont, Des hallucinations). — Der Maler Montana glaubte sogar, seine Bilder vor sich zu sehen, ehe er dieselben gemalt hatte; als eines Tages sich jemand zwischen ihn und den Ort gestellt hatte, an dem er eines seiner Gemälde zu sehen glaubte, hat er denselben, auf die Seite zu treten, um ihn an der korrekten Darstellung dessen, was er vor sich sehe, nicht zu hindern.

Luther glaubte die Stimme des Teufels zu vernehmen, die ihm immer wieder die Einwürfe vorhielt, die zu widerlegen ihm noch nicht gelungen war.

Wenn wir an der Hand der Autobiographien und mit Hilfe der gemachten Beobachtungen tiefer in das Wesen des Genies einzudringen suchen, um uns den Unterschied klar zu machen, der den genialen vom gewöhnlichen Menschen trennt, so werden wir finden, daß derselbe fast immer in der größern oder geringeren Feinsüßigkeit liegt, die sich bei dem genialen Menschen bis zu einem krankhaften Grade steigern kann. In der That, der Wilde sowohl als der Blödsinnige empfinden nur wenig die physischen Schmerzen; sie kennen fast keine Leidenschaften und ihre Gefühlswelt

\*) Der Text lautet wörtlich: „Ball narra del successore di Reynolds.“

Anmerkung des Übersetzers.

beschränkt sich auf die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse. Je höher man die moralische Stufenleiter hinaufsteigt, um so größerer Feinfühligkeit wird man begegnen, und diese steigert sich bis zum höchsten Grade in den mit bedeutenden Geistesgaben ausgestatteten Menschen und ist die Ursache ihrer Leiden und Triumphhe. Der begabte Mensch fühlt mehr und lebhafter als die übrigen Menschen. Seine Empfindungen sind auch hartnäckiger, andauernder, sein Gedächtnis schärfer, seine Kombinationsgabe größer. Erscheinungen, die der mittelmäßige Mensch wahrnimmt ohne seine Aufmerksamkeit besonders dadurch angeregt zu fühlen, werden vom Begabten erfasst, mit tausend anderen in Verbindung gebracht und zur Grundlage von dem was wir neue Schöpfungen nennen, gemacht. Es ist aber weiter nichts als die Kombination von zwei oder mehr Sinnesindrücken. „Was bleibt mir außer der Feinfühligkeit?“ schrieb Haller. „Was bleibt mir noch übrig außer diesem starken Gefühl, das der Grundzug meines Gemüthes ist und mit Lebhaftigkeit mir die Eindrücke der Liebe, die Wunder der Wissenschaft zum Bewußtsein bringt? Auch jetzt noch nezt die Thräne mein Auge, wenn ich von einer großmüthigen Handlung lese! Und diese Lebhaftigkeit meiner Empfindungen hat unzweifelhaft meinen Gedichten jenen leidenschaftlichen Ton eingehaucht, der dieselben von anderen wesentlich unterscheidet.“

„Wenn je die Natur,“ so schreibt Diderot, „ein empfindsames Gemüth schuf, so ist es das meinige (Paradoxes sur les comédiens);“ und kurz vorher, in demselben Werke, sagt er: „Wenn ihr die Anzahl der empfindsamen Gemüther vermehrt, so bewirkt ihr auch eine Zunahme der guten und schlechten Handlungen.“

Als Alfieri zum erstenmale Musik hörte, fühlte er sich wie geblendet. Ihm war, als raubten das Licht und die Wärme der Sonne ihm das Gesicht und das Gehör. Er verharrte mehrere Tage in weicher, trauriger, doch nicht



unangenehmer Gemüthsstimmung, und in diesem gährenden Zustande würde er gewiß gedichtet haben, wenn er damals schon verstanden hätte, die Feder zu führen; er würde gewiß seinen Empfindungen Worte geliehen haben, wenn er damals schon in stande gewesen wäre, sein Inneres zu verstehen. Wie Sterne, Rousseau und George Sand kommt er zu dem Schlusse, daß nichts in stande sei die Seele des Menschen mächtiger zu erregen als die Töne der Musik.

Corradi (Memorie Ist. Lombardo, 1878) weist nach, daß alles Unglück Leopardis und zum nicht geringen Theile auch die philosophischen Anschauungen desselben der ersten Regung jener mehrfach erwähnten großen Empfindlichkeit und der Nichtbefriedigung des Liebesbedürfnisses entsprungen seien. Corradi geht sogar soweit, das achtzehnte Lebensjahr des unglücklichen Dichters als den genauen Zeitpunkt, der auf Anschauungen und Gemüthsstimmung desselben einen bleibenden Einfluß übte, bezeichnen zu wollen, weil in diesem Alter zum erstenmale die Liebe zu einem Weibe sein Herz entzündete. Es ist übrigens eine nicht zu leugnende Thatsache, daß den mehr oder minder unglücklichen Verhältnissen, unter welchen der Dichter lebte, eine größere oder geringere Düstereit seines Gemüthes und seiner philosophischen Anschauungen entsprach, bis schließlich die Neigung zur Traurigkeit und zur Schwarzseherei bei ihm zur Gewohnheit wurde.

Urquiza fiel in Ohnmacht beim Geruche einer Rose. Sterne, der sich nach Shakespeare am besten auf die psychologischen Vorgänge im Menschen verstand, hinterließ im zwanzigsten seiner Briefe folgendes Bekenntnis: „Wenn ich die Geschichte der Alten lese, so entströmen Thränen meinen Augen, als sei ich selbst bei all' jenen ergreifenden Vorgängen gegenwärtig . . . Die Intuition und die Empfindsamkeit sind die einzigen Werkzeuge, vermöge welcher der Genius arbeitet. Sie bilden die Ursache jener köstlichen Empfindungen, die heller strahlen als Perlen und

Edelsteine, die uns in einen Zustand der Trunkenheit versetzen, in welchem unwillkürlich Thränen unserm Auge entfließen.“

Wir alle wissen, wie schwach Alfieri und Foscolo den Reizen der Weiblichkeit gegenüber waren und wie oft sie sich in den Armen unwürdiger Frauen vergaßen.

Alfieri ferner vermochte keinen Bissen zum Munde zu führen, es sei denn, daß vorher an jenem Tage sein Lieblingspferd gewiehert hatte. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß der Maler Raphael sich an den Reizen der schönen Fornarina zur Schöpfung eines seiner berühmtesten Gemälde begeisterte; wenige aber wissen, daß seine Liebe stark genug war, ihn zu vermögen, seine Hand auch nach dem Leierbogen der Dichter auszustrecken; und doch haben sich einige von ihm gebichtete Strophen erhalten, unter denen sich die folgende durch Leidenschaftlichkeit der Empfindung und Weichheit der Sprache auszeichnet:

Quanto fu dolce il giogo e la catena  
De' tuoi candidi bracci al col mio volte,  
Che sciogliendomi io sento mortal pena;  
D'altre cose non dico che son molte,  
Chè soverchia dolcezza a morte mena.

(„Wie süß ist mein Joch, wie süß ist die Kette ihrer blendend weißen Arme, wenn sie dieselben um meinen Hals schlingt. Todes-schmerz erfasst mich, wenn ich mich ihnen entreiße. Von tausend anderen Dingen schweige ich, denn das Übermaß des Genusses führt zum Tode.“)

Dante und Alfieri liebten schon in ihrem neunten, Carron und Byron im achten, J. S. Rousseau im elften Lebensjahre. Und als Byron im Alter von sechzehn Jahren die Kunde bekam, daß die von ihm Geliebte im Begriffe stehe sich zu vermählen, fiel er heftigen Krämpfen zur Beute. „Ich war dem Ersticken nahe,“ ruft er aus. „Noch kannte ich den Unterschied der Geschlechter nicht, doch war meine Neigung so stark, daß ich nicht weiß, ob ich seit jener Zeit je wieder mit derselben Heftigkeit geliebt habe.“ Bei einer



Vorstellung des Kean hatte er ebenfalls einen Krampfanfall. (Siehe Lotourneau, Pilosoph. des passions, 1868, pag. 114.)

Lorry beobachtete Schriftsteller, die beim Lesen der Werke Homers ohnmächtig wurden. (De Melanc.)

Der Maler Francia starb vor Freude bei dem Anblicke eines Gemäldes von Raphael.

Ampère hatte ein so feines Gefühl für alle Schönheiten der Natur, daß er glaubte vor Wonne und Freude sterben zu müssen, als er bei Genua die Küste des Meeres sah. In einem seiner Manuscripte hinterließ er ein Tagebuch, in welchem er eine unglückliche Leidenschaft beschreibt, die ihn lange Zeit beherrschte. — Wenn Newton die Lösung irgend einer großen Frage gefunden hatte, war seine Bewegung so groß, daß er nicht imstande war, seine Arbeit fortzusetzen.

Als Gay-Lussac und Davy eine ihrer Entdeckungen gemacht hatten, tanzten sie in Pantoffeln in ihrem Arbeitszimmer umher. — Als Archimedes das Hebelgesetz entdeckt hatte, eilte er nacht durch die Straßen von Syrakus, mit dem Rufe:

*Εύρηκα, εύρηκα!* Gefunden, Gefunden!

Mit einem Worte, die Leidenschaften eines genialen Geistes sind heftig; sie verleihen den vom Geiste entworfenen Ideen Farbe und Leben. Und wenn wir zu bemerken glauben, daß bei dem einen oder dem anderen genialen Menschen die Leidenschaften nicht in ungebändigter Kraft toben, so hat das seinen Grund nur darin, daß dieselben alle einer Hauptleidenschaft, dem unerfülllichen Verlangen nach Ruhm oder dem Durste nach Wissenschaft und Erkenntnis weichen mußten.

Und eben diese bis zum Krankhaften gesteigerte Empfindlichkeit der genialen oder auch nur hochbegabten Menschen ist oft die Ursache ihres unglücklichen Lebens, ihrer wahren oder eingebildeten Leiden.

„Diese köstliche Gabe,“ schreibt Mantegazza in seiner

Abhandlung *Del Nervosismo dei grandi uomini*, 1881, „dieses ausschließliche Vorrecht der großen Geister ist nicht selten verbunden mit einer großen Reizbarkeit gegenüber den geringsten äußeren Störungen; ein Hauch des Windes, ein heißer Tag, die geringste Empfindung von Kälte wird für diese empfindlichen Gemüter zum Rosendorn, der den unglücklichen Sybariten nicht schlafen ließ.“

Vielleicht dachte Lafontaine an sich selbst, als er schrieb:

„Un souffle, un ombre, un rien leur donne la fièvre.“

(„Ein Hauch, ein Schatten, ein Nichts bringt sie in fieberhafte Aufregung.“)

Was andere gewöhnliche Menschen als Nadelstiche betrachteten, sind für die begabten Geister grausame Dolchstöße.

Boileau und Chateaubriand konnten niemanden, selbst ihren Schuhmacher nicht, loben hören, ohne Schmerz zu empfinden.

In dem schon genannten Werke Mantegazzas findet man folgende Anekdote über Ugo Foscolo.

Dieser befand sich eines Tages in einer Gesellschaft im Hause einer Dame, deren Namen nicht genannt, die aber von Foscolo heftig geliebt wurde. Ein verächtliches Wort war ihren Lippen entflohen.

„So wollt ihr mich tot zu euern Füßen sehen? So soll ich mir vor euern Augen den Schädel zerschmettern?“

Mit diesem Rufe der Verzweiflung wollte sich der Dichter mit dem Kopfe gegen das steinerne Kaminsims stürzen. Zum Glück erfaßte ein ihm Nahestehender noch den Zipfel seines Rockes. Foscolo stürzte zu Boden, doch war ihm das Leben gerettet.

Unmittelbar aus der Empfindlichkeit der begabten Menschen entspringt deren oft unmäßige Eitelkeit, welche sich übrigens bei all' denjenigen beobachten läßt, die sich fortgesetzten Studien hingeben. Es ist eine von alters her bekannte Thatsache, die aber darum nicht weniger den Laien



derjenigen Geisteskranken, die an Größenwahnsinn leiden, ähnelt.

„Der Mensch ist das eitelfste aller Tiere, der Dichter ist der eitelfste aller Menschen,“ schrieb Heine, der gewiß aus Erfahrung redete, denn an einer andern Stelle sagt er: „Vergeßt nicht, daß ich ein Dichter bin und daß ich daher glaube, man müsse alles andere beiseite legen, um meine Werke zu lesen.“

Mente erzählt, daß Philephus behauptete, es habe nie, selbst unter den Alten, einen Menschen gegeben, der eine genauere Kenntniß der lateinischen Sprache besessen hätte, als er. Nachdem Cagnoli über das Blutbad von Aquilea geschrieben hatte, hielt er sich für einen so großen Mann, daß er in Zorn geriet, wenn irgend ein nur einigermaßen gebildeter Mann an ihm vorüber ging ohne ihn zu grüßen.

„Wie?“ fragte er in solchen Fällen. „Ihr kennt den Cagnoli nicht?“ — Der Dichter Lucius erhob sich nicht, als Julius Cäsar in das Kollegium der Dichter trat, da er sich für einen überlegneren Dichter hielt.

Als Ariost von Karl dem Fünften mit der Lorbeerkrone geschmückt worden war, lief er wie besessen durch alle Straßen der Stadt (G. Mentz, *De ciarlataneria eruditorum*, 1880).

Der berühmte Chirurg Porta gestattete nicht, daß an der mailändischen Hochschule, dem Instituto Lombardo, ein medizinisches Werk gelesen wurde, ohne daß er durch laute Selbstgespräche seine äußerste Verachtung für dasselbe geäußert hätte. Kaum aber bemerkte er, daß zur Lektüre eines mathematischen oder philologischen Werkes übergegangen wurde, so schwieg er und hörte sogar aufmerksam zu.

Schopenhauer geriet in Zorn und verweigerte jede Zahlung demjenigen, der seinen Namen mit doppeltem statt einfachem p schrieb.

Als Barthez bemerkte, daß auf dem Titelblatte seines *Le Génie* betitelten Werkes der Accent auf dem e nicht deutlich ausgefallen, war sein Schmerz so groß, daß derselbe ihm den Schlaf verscheuchte.

„Ich würde es nicht gewagt haben,“ gestand Whyston, „meine Widerlegung der von Newton aufgestellten Chronologie zu veröffentlichen, denn er wäre fähig gewesen, mich zu ermorden.“

Wer das seltene Glück hatte, mit hochbegabten Menschen zu verkehren, bemerkt sofort, wie sehr dieselben geneigt sind, jede Handlung andrer übel zu deuten, sich verfolgt zu glauben und allenthalben Ursache zu tiefem Schmerz, zu äußerster Traurigkeit zu finden. Zu alledem trägt jene Begabung bei, die nicht nur den Menschen in Stand setzt, neue Seiten der Wahrheit und unbekannte Gebiete der Erkenntnis aufzuschließen, sondern ihn auch befähigt, falsche Vorstellungen in sich aufzunehmen, um durch sie seine eingebildeten Leiden zu begründen und zu bestätigen. Daneben ist natürlich nicht zu leugnen, daß durch eben diese Kraft das Genie über das Wesen der Dinge zu Anschauungen kommt, die von den allgemeinen Ansichten zwar abweichen, doch durch die unerschütterliche Festigkeit ihres Schöpfers Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit erhalten.

Indes Hauptquelle der Melancholie, welche hochbegabte Geister umfassen hält, ist immer ein dynamisches Gesetz und eine Frage der Proportionen, die eben das Nervensystem beherrschen und nach welchen eine Überanstrengung der Kräfte stets und unvermeidlich eine allgemeine Ermüdung, Schwäche, Abspannung des Organismus nach sich zieht. Leider ist es keinem Sterblichen vergönnt, einen großen Kraftaufwand zu machen, ohne denselben nachträglich teuer zu bezahlen, was auch die ewige Ungleichheit, die in allen Werken des Menschen herrscht, erklärt.

Die Qualen der Traurigkeit, der Niedergeschlagenheit, der Schüchternheit, des Eigennutzes sind der Preis, um



welchen die erhabensten Geistesgaben erkauft werden; gleichwie die Krankheiten der Gebärmutter, Impotenz und Rückenmarksleiden die Vergeltung für übermäßigen Liebesgenuß bilden, und gastrische Störungen den Schlemmer strafen.

Die italienische Dichterin Milli nach einem jener fruchtbareren Abende, die wohl ein ganzes Leben eines unserer geringeren Poeten wert sein mögen, verfiel in eine Art Erstarrung, aus der sie erst nach einigen Tagen erwachte.

Wenn Mohamed prophezeit hatte, versank er in einen Zustand, der sich in nichts von dem eines Blödsinnigen unterschied. „Drei Kapitel des Koran,“ sagte er einst zu Abu Bekr, „haben mein Haar gebleicht.“ (J. des Savants, Oktober 1863).

Goethe, der kalte Goethe, gestand: „Mein Gemüth ist in fortwährendem Schwanken zwischen der höchsten Freude und der tiefsten Traurigkeit.“

Giusti war hypochondrisch bis zum Delirium; er hielt sich nicht selten für wassersüchtig, sagte, er leide „an einer Unterleibskrankheit und an Versen“ und wiederholte oft die Worte: „Was euch ein Lächeln scheint, ist mir die Äußerung des Schmerzes.“

Ich glaube also nicht, daß es jemals einen großen Mann gegeben habe, der selbst auf dem Gipfelpunkte des Glückes und im Triumph der höchsten Erfolge sich nicht verfolgt geglaubt und nicht diese seine grundlose Befürchtung in Worten geäußert habe, — der nicht wenigstens in gewissen Augenblicken jene schmerzhaften Wandlungen empfunden habe, die der reizbaren Traurigkeit zu Grunde liegen.

Zuweilen gerät diese Empfindlichkeit in verkehrte Bahnen und verzehrt sich selbst oder vereinigt sich nur auf einen einzigen Punkt, allen anderen Eindrücken sich verschließend. In solchen Fällen konzentriert sich nach und nach in einem gewissen beschränkten Gedanken- oder Gefühlskreise eine

Kraft, welche auf das Gehirn und auf den ganzen übrigen Organismus des Menschen einen mächtigen Einfluß übt.

Seine, welcher in seinen Briefen sich unsäähig zur Beschäftigung mit leichten Dingen bekannte, Seine, mit Blindheit und tausend anderen Übeln geschlagen, Seine auf seinem Sterbebette konnte nicht umhin, sein ästhetisch-cynisches Leben in würdiger Weise zu beschließen, indem er dem Pfleger, welcher ihn ermahnte, sein Herz zu Gott zu wenden, spöttisch erwiderte: „Dieu me pardonnaera, c'est son métier!“ (Gott wird mir vergeben, denn das gehört zu seinem Handwerk).

Auch sagt man, daß Aretinus' letzte Worte gewesen seien: „Schützt mich vor den Mäusen, jetzt wo ich gefalbt bin.“

Als Malherbe schon dem Tode nahe war, konnte er es dennoch nicht unterlassen, seinem Pfleger seine vielen Verstöße gegen die Grammatik vorzuwerfen. Seines Vaters Trostgründe wollte er nicht anhören, weil dieselben in allzu schlechtem Stille vorgetragen wurden.

Des Grammatikers Bahours letzte Worte waren: „Je vais ou je va mourir: l'un et l'autre se disent.“

Santenis wurde wahnsinnig vor Freude, als er endlich ein Epitheton gefunden, das er lange vergeblich gesucht hatte.

Foscolo bekennt, daß er „in gewissen Dingen eine große Thätigkeit entwickeln könne, dagegen aber in andern nicht nur weniger als ein beliebiger anderer Mann, sondern sogar weniger als ein Weib oder ein Kind leisten könne.“

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß Cornelle, Carthesius, Vergil, Addison, Lafontaine, Dryden, Manzoni und Newton kaum imstande waren öffentlich zu reden und sich fließend auszudrücken.

Nach Boissons Ausdruck war das Leben nur da, um Mathematik zu treiben.



D'Membert und Menage, die, ohne mit einer Wimper zu zucken, grausame Operationen an sich vornehmen ließen und solchen ohne Nührung beivohnen konnten, zerflossen in Thränen bei dem leichtesten Hieb der Kritik.

Linné, ob schon sechzig Jahre alt und in Folge der Gicht und eines Schlagflusses dem Blödsinn verfallen, erwachte aus der Betäubung und aus dem Schlafe, wenn man ihn dem geliebten Herbarium nahe brachte.

Der Mathematiker Lamy lag ohne Gefühl und Bewußtsein darnieder. Vergebens hatte man alle Mittel versucht ihn wieder zu sich zu bringen und schon wollte man die nichts fruchtenden Bemühungen einstellen, als einer der Umstehenden den Einfall hatte, an den Bewußtlosen die Frage zu richten, wie viel die Zahl zwölf, zur zweiten Potenz erhoben, wert sei. „Hundertvierundvierzig,“ antwortete unverzüglich der Gelehrte, indem er aus seinem bewußtlosen Zustande erwachte.

Als Sebujah, ein arabischer Grammatiker inne ward, daß der Chalif Arun-el-Maschid in einer grammatischen Frage anderer Meinung war als er selbst, war sein Schmerz so groß, daß er verschied.

Hier knüpft sich ganz von selbst die Bemerkung an, daß geniale Menschen, oder besser gesagt, daß Gelehrte sehr oft zu jener Kategorie von Menschen gehören, welche Wachdatoff (Physiol. des génies, 1875. Siehe auch Latourneau, Science et matière, 1879) diejenige der Monotypen nennt. Unter solcher Bezeichnung faßt man alle diejenigen zusammen, die sich ihr ganzes Leben hindurch nur mit einem einzigen beschränkten Zweige des menschlichen Wissens beschäftigten und aus dem Bannkreise dieser Einseitigkeit sich nicht mehr zu befreien vermochten. So studierte Beckmann sein ganzes Leben hindurch weiter nichts als die Rippenkrankheiten, Fresner den Mond, Meyer die Ameisen. Eine große Ähnlichkeit herrscht zwischen diesen Monotypen und den Monomanen.

Diese übertriebene, intensive Empfindlichkeit bildet auch den Grund, daß es stets so schwer fällt, Geistesranke und hochbegabte Männer von einmal gefaßten Vorfällen oder Anschauungen abzubringen. In ihnen schlagen der Irrtum sowohl als die Wahrheit tiefer und fester Wurzel als in anderen Menschen, für welche die Ansichten weiter nichts als ein Modelkleid sind, das man ohne Schwierigkeit an- und ablegt. Wir können aus dieser Thatsache die Lehre schöpfen, einerseits, daß die moralische Behandlung der Geisteskranken nur geringen Erfolg bieten kann, — andererseits, daß man niemals den Worten eines andern, selbst nicht denjenigen eines großen Mannes, blinden Glauben schenken soll.

Diese unnatürliche Anspannung des Empfindungsvermögens und die gleich darauf folgende Erschöpfung aller Kräfte und Fähigkeiten sind unzweifelhaft die Ursache jener sonderbaren Handlungen, welche geniale Menschen mit den Geisteskranken gemein haben. Man erzählt von Newton, daß er in der Zerstreung eines Tages seine Pfeife mit dem Finger seiner Enkelin stopfen wollte; wenn er das Zimmer verließ, um einen Gegenstand zu suchen, so konnte man mit Sicherheit voraussagen, daß er ohne denselben zurückkommen werde (Life, Brewster, 1856). Tucherell soll sogar einmal seinen eignen Namen vergessen haben (Arago, 111).

Wenn Beethoven sich zum Komponieren und Newton sich zum Studium einer mathematischen Frage niedergesetzt hatten, vergaßen sie so vollständig die Bedürfnisse ihres Magens, daß sie den Diener schalten, ihnen eine Mahlzeit aufzutragen, nachdem sie schon gegessen zu haben vermeinten.

Gioja, im Feuer der Inspiration, schrieb ein ganzes Kapitel auf das Holz des Tisches anstatt aufs Papier. Der italienische Abt und Rechtsgelehrte Beccaria, stets voll von dem Gedanken an seine Wissenschaften, ließ sich einst, als er



eben seine übliche Messe gelesen, die Worte entschlüpfen:  
„Ite, experientia facta est.“

Der heilige Dominicus befand sich einst zum Abendessen an einer fürstlichen Tafel, als er mit einemmale mit der Hand auf die Tischplatte schlug und mit lauter Stimme ausrief: „Conclusum est contra Manichaeos!“

Diderot ließ Mietwagen vorsfahren, die er dann vor der Thüre seines Hauses wartend stehen ließ, sodaß er oft den Kutscher für ganze Tage bezahlen mußte, ohne sich ein einziges Mal seines Wagens bedienen zu haben; sehr oft vergaß er die Stunde, den Tag und den Monat (Scherer, Diderot, 1880) und nicht selten sogar die Personen, mit denen er sich im Gespräche befand und denen er alsdann, ganz wie ein Nachtwandler, lange Monologe hielt, die durchaus nicht für die Ohren der Gäste paßten.

Ebenso erklärt sich der auf den ersten Blick sehr auffallende Umstand, daß große Geister mitunter nicht fähig sind Begriffe zu erfassen, die dem allgewöhnlichsten Verstande zugänglich sind, hingegen sie Gedanken an das Tageslicht fördern, die jedem andern Sterblichen einfach unsinnig scheinen. Aber ein feineres Empfindungsvermögen geht eben immer Hand in Hand mit einer größeren Originalität der Anschauungen und Auffassungen.

Im hohen Fluge der Gedanken verschmäh't der menschliche Geist alle leichten und einfach auszuführenden Bewegungen, die ihm im Gegenteile für die Macht und Schnelligkeit seiner Wendungen zu schwach erscheinen. — So vermochte Monge die schwersten und verwickeltsten Differenzialrechnungen auszuführen und stoßte bei der einfachen Berechnung einer Quadratwurzel, die jeder Schulknabe hätte ziehen können.

Hagen (Über die Verwandtschaft des Genies mit dem Irrsinn, 1877) bemerkt, daß es eben die Originalität sei, durch die sich das Genie vom Talente unterscheidet, und Jürgen-Mayer (a. a. O.) schreibt: „Die Einbildungskraft des

Talentes spiegelt Gegenstände und Thatsachen wieder, die schon eine mehr oder weniger allgemeine Bestätigung erhalten haben, während die dem Genie verliehene Einbildungskraft hauptsächlich noch nicht Dagewesenes in ihren Darstellungskreis aufnimmt. Das Talent entdeckt oder reproduziert, das Genie erfindet und erschafft. Das Talent gleicht einem Schützen, welcher nach einem — wie uns scheint — schwer zu treffenden Punkte zielt; das Genie aber hat Zielpunkte, die für unser Auge gar nicht wahrnehmbar sind. Wohlverstanden liegt hierbei das Neue nicht in den Elementen, sondern in der Richtung des neuen Schusses, der gethan wird.

Die Neuheit und das Großartige sind die beiden charakteristischen Eigenschaften, welche Bettinelli dem Genie zuschreibt — „und bewegen auch, so schließt er, nennt man die Dichter *trovatori*.“\*)

Das Beispiel Goethes, der Italien auf das genaueste beschrieb, ehe er es gesehen hatte, beweist, daß der Genius fast imstande ist, die Dinge zu erraten, ehe er sie noch recht betrachtet hat. Und gerade dieser weit über die Grenzen des gewöhnlichen Gesichtskreises hinausgehende Blick, die Gewandtheit in hohen und schweren Geistesbeschäftigungen und die damit verbundene Unfähigkeit, sich mit geringern Sachen erfolgreich zu befassen, die dem Narren eigene, dem Talente aber widerwärtige Neigung zur Unordnung, bilden die Ursache, daß der geniale Mensch oft unverdienterweise verschmäht, verkannt wird von der Mehrzahl der Menschen, die nur den Abstand seiner Anschauungen von den landläufigen und eingebürgerten wahrnimmt, dagegen die logische Brücke, welche diese mit jenen verbindet, vollkommen überfieht.

\*) Das italienische *trovatore* und das französische *troubadour* (und ebenso der spanische und portugiesische Ausdruck) kommen von *trovare*, finden, her. Wer daher zum Dichter *Trovatore* sagte, nannte ihn „Finder“, „Erfinder“.



Wir alle wissen noch, wie Beethovens Fidelio, Rossinis Barbier ausgezischt wurden, und auch in unseren Tagen haben sich solche Vorkommnisse bei Gelegenheit der Opern Wagners und Boitos zugetragen. Wie viele verbissene Akademiker haben nicht den armen Marzolo mitleidig belächelt, als derselbe mit einer neuen philologischen Welt aus Licht trat. Der große Mathematiker Bolhai, der Schöpfer der antieuklidischen Geometrie, wurde der Narrenmathematiker genannt und mit einem Müller verglichen, der Mehl aus Sandkörnern mahlen wolle. Wir wissen alle, welche Behandlung Fulton, Columbus, Popin, und in unsern Tagen Platti und Prage zu teil wurde. Und wie haben die Gelehrten nicht über jenen Schliemann gelacht, der die Trümmer Trojas an einem Orte ausgrub, wo niemals jemand dieselben vermutet hatte.

Und in dieser Verfolgung des Genius erweist sich niemand thätiger und eifriger, als die Mitglieder der Akademien und der anderen wissenschaftlichen Anstalten, die alle gegen das Genie die Waffe und den Schild des Talents, den Sporn der Eitelkeit, voraus haben und im Kampfe noch wirksam unterstützt werden von dem wohlbefestigten Ansehen, das sie durchweg bei dem gewöhnlichen Volk und bei der Regierung, die meistens auch aus gewöhnlichen Menschen besteht, genießen. Es giebt sogar Länder, in denen der geistige Standpunkt des Volkes niedriger ist — vielleicht infolge des allzufeuchten Klimas oder der Miasmen, welche den Sümpfen entsteigen — in denen nicht nur das Genie, sondern sogar das Talent zur Verzweiflung getrieben wird; und es ist allgemein bekannt, wie in zwei Universitätsstädten Italiens zwei Männer, die vielleicht die einzige Zierde derselben waren, verhaftet und zur Auswanderung gezwungen wurden.

Die Originalität tritt nicht selten, wenn auch ohne bestimmten Zweck, in den Handlungen der Geisteskranken auf. Und wir werden bald sehen, daß sich dieselbe ganz besonders bei Irresinnigen äußert, die eine wissenschaftliche

Bildung erhielten. Nur die Gabe der Originalität gestattet diesen Kranken, sich zuweilen bis zur Hellscherei des Genius emporzuschwingen. Delpierre in seiner *Histoire littéraire des fous* (Paris, 1860) erzählt, daß ein gewisser Bernhardi, der sich um das Jahr 1529 im Irrenhause zu Florenz befand, beweisen wollte, die Affen hätten eine Sprache, vermittels welcher sie sich untereinander verständigen könnten. — Beide, das Genie sowohl als der Irnsinnige, haben keine Liebe zur Ordnung, haben keinen Sinn für die Bedürfnisse des praktischen Lebens, ihre Träume liegen ihnen viel mehr am Herzen, als die Befriedigung jener Bedürfnisse.

Die Gabe der Originalität läßt den mit Genie begabten Menschen wie den Geisteskranken Ausdrücke und Worte erfinden, die niemandem verständlich und rein und klar den Stempel ihrer Urheber tragen, welche denselben ganz besondere Bedeutung und Wichtigkeit beilegen. Ausdrücke dieser Art sind: Vicos Würde (*dignità*), Carraras Individualität (*individuità*), Alfieris Odio serrato (bitterster Haß, der stumm die Zähne zusammenbeißt und krampfhaft die Fäuste ballt), Marzolos *albero epogonico* (epogonischer Baum), Dantes *immarsi* und *intuarsi*\*) und desselben Dichters *entometa* (Gewürm, Ungeziefer).

### Einfluß der Meteore auf geniale Menschen und auf Geistesranke.

Eine Reihe der genauesten Beobachtungen, die ich in aufeinanderfolgenden Jahren in meiner Klinik anstellte, hat

\*) *Immarsi*, *intuarsi*, *inluarsi* sind von Dante eigens aus der Präposition *in* und den Fürwörtern *mi*, *tu* und *lui* mit der Verbalendung *are* gebildete Wörter, von denen das erste „sich in sich selbst“, das zweite „sich in dich“, das dritte „sich in ihn oder sie versenken“ bedeutet.

Anmerkung des Übersetzers.